

Schloss in Feindesland

Autor(en): **Güssele, Karl Gideon**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 38

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751958>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schloß in Feindesland

VON KARL GIDEON GÜSSELE

«Leutnant von Schlatter!»
Ein junger schlanker Offizier ist vor die Front getreten.

«Sie haben sich beschwert, daß Ihnen keine Gelegenheit zu außerordentlichen Leistungen gegeben worden sei?»

«Jawohl, Herr Oberst!»

«Ich habe was für Sie, Leutnant, machen Sie kehrt!»

Der junge Offizier dreht sich um und überblickt eines der schwäbischen Artillerieregimenter, die Württemberg dem gewalttätigen Napoleon anlässlich des russischen Feldzuges hatte zur Verfügung stellen müssen.

«Was fällt Ihnen auf, Leutnant?»

«Regiment hat nur noch Bataillonsstärke, Herr Oberst, und die Mannschaften sind krank und hungrig!»

«Jawohl, krank und hungrig, Sie, Leutnant, sind berufen, abzuhelfen!»

«Zu Befehl, Herr Oberst!»

«Sie haben Lebensmittel auszukundschaften. Das Regiment wartet auf Sie in Rudnia. Und denken Sie daran, daß das Wohl des Regiments von Ihnen abhängt.»

«Zu Befehl, Herr Oberst!»

«Wegtreten.»

Leutnant von Schlatter entfernt sich. Er holt das Pferd aus dem Stall. Er schwingt sich auf den Gaul und trabt in die Weite.

Der junge von Schlatter reitet.

Er kommt über Straßen, die angefüllt sind mit Soldaten. Ueberall, wo er nach Lebensmitteln fragt, wird er abgewiesen.

Nach ein paar Stunden ist von Schlatter am Rande des Völkerstroms angelangt, der sich auf Geheiß Napoleons hinein nach Rußland ergießt. Er reitet weiter. Schon lange hat er keinen Soldaten mehr gesehen. Er ist mit sich und seinem Pferd allein in Rußland.

Er reitet über eine Heide. Erika blühen und Birken wiegen sich am Weg. Die Sonne ist im Untergehen und vergoldet die Landschaft. Der junge Offizier kommt ins Träumen. Der Wacholder duftet herb und süß.

Die Dämmerung hockt auf das Land, und in der Ferne schimmert ein Licht. Er hält darauf zu. Ein Park nimmt ihn auf. Er reitet durch ein Tor und hält vor einem Schlosse. Ein Diener hastet die Freitreppe herab, versorgt das Roß, Sporenklirrend schreitet der Leutnant hinauf zum Portal. «Schön ist das Leben», plätschert der Springbrunnen im Schloßhof. Von Schlatters Hand ruht auf dem Pistolenknauf.

In der Halle wird er vom Hausherrn empfangen, einem russischen Baron, der französisch spricht. Er wird als Gast behandelt und nicht als der Feind, der er ist. Der Russe gefällt dem Schwaben aber trotzdem nicht, er ist zu glatt. Man geleitet ihn zu einem Gastzimmer, dann wird er zu Tisch gebeten.

An der Mahlzeit nehmen außer dem Hausherrn nur noch zwei Personen teil: die Baronin, eine schöne, hochgewachsene blonde Frau voll natürlicher Würde, und der Verwalter, der den Ländereien des Barons vorsteht. Dieser Verwalter redet nichts. Wie er gesonnen ist, verrät er, indem er den Gast unverhohlen feindlich betrachtet. Das gleiche Feuer des Hasses ist in seinem Blick, das mitunter blitzartig in den Augen des Hausherrn aufkeimt, wenn er sich unbeobachtet glaubt. Der junge Offizier beschließt, auf seiner Hut zu sein. Wenn er trotz der Gefahr, die er wittert, ernstlich nicht an eine solche glaubt, so ist die Baronin daran schuld. Er ist davon überzeugt, daß in der Nähe dieser offen blickenden Frau Verrat nicht geübt werden kann.

Von Schlatter zieht sich mit dem Hausherrn in dessen Arbeitszimmer zurück. Trotz der Behaglichkeit, die ihn

umgibt, hat der Leutnant in keinem Augenblick vergessen, daß ein Dutzend Meilen entfernt ein Regiment steht, das Hunger hat. Er verlangt, daß sämtliche Lebensmittel, die die Speicher des Schlosses bergen, ihm abgetreten werden. Der Russe lehnt ab. Da erklärt von Schlatter, daß er in diesem Fall gezwungen sei, das Schloß zu verlassen und mit ein paar hundert Reitern wiederzukommen. Da gibt der Russe mit einem bösen Blick in den Augen nach. Er ist bereit, 100 Sack Mehl, 200 Sack Hafer, 4 Ochsen, 25 Schafe und 2000 Eier zu liefern.

Und dann zieht sich von Schlatter zurück. Er ist müde. Vor dem Einschlafen glimmen im Dunkel die Augen des

Scheußlich, daß es stockfinster ist. Er traut seinen Ohren nicht, als durch diese Stockfinsternis eine Stimme dringt: «Fürchten Sie sich nicht, ich bin bei Ihnen, die Baronin. Entschuldigen Sie, daß ich Ihre Pistole an mich genommen habe. Hier ist sie.»

Von Schlatter ist wie aus den Wolken gefallen. Da hat er vermeint, Meuchelmördern in die Hände geraten zu sein, und nun ist es eine schöne Frau. Einen Augenblick lang schmeichelt ihm der Gedanke, die Herzensburg der Baronin erobert zu haben, doch dann wird sofort sein Mißtrauen wieder wach. Wie ist die Baronin ins Zimmer gekommen, dessen Tür er doch abgeriegelt hat? Er sagt barsch: «Was haben Sie zu so ungewöhnlicher Stunde

hier zu suchen, Baronin?» Und dann bemüht er sich um Licht. «Machen Sie kein Licht, es könnte Ihr Leben kosten», widerspricht da die Baronin. Und so echt klingt die Besorgnis in ihrer Stimme, daß er einhält. Die Dame flüstert: «Sie müssen dieses Zimmer verlassen, sonst sind Sie ein toter Mann. Der Verwalter will Sie im Auftrag meines Mannes ermorden; beide sind fanatische Gegner des Franzosenkaisers, dem Sie dienen!» Sein Instinkt sagt von Schlatter, daß die Baronin gekommen ist, ihn zu retten. Er zieht seine Uniform an und läßt sich von der Dame bei der Hand nehmen. Es geht durch Gemächer und über Korridore. Und dann sind sie in einem Raum angelangt, wo die Baronin ihren Gast auffordert, Platz zu nehmen. «Hier ist der einzige Ort», flüstert sie, «wo Sie sicher sind, es ist mein Schlafzimmer.» Der junge Offizier sucht im Dunkeln die Hand der Dame, küßt sie und spricht: «Ich danke Ihnen, Baronin. Warum haben Sie mir das Leben gerettet?» Da meint die hohe Frau: «Ich stellte mir vor, daß eine Mutter mehr um ihren Sohn weinen würde.» Und wieder um küßt von Schlatter die Hand der Frau, die für ihn plötzlich der Inbegriff edlen Frauentums geworden ist.

Während der Tod in Gestalt eines Meuchlers durch die Korridore schleicht, sitzen zwei Menschen sich gegenüber, deren Schicksal sich seltsam verwoben hat. Sie erzählen einander ihr Leben, und sie fassen sich bei den Händen wie Geschwister, die dem gleichen Ursprung entsprossen sind, und die sich verloren haben, um sich zu finden, und die sich gefunden haben, um sich sogleich wieder zu verlieren. Sie ahnen, daß sie zusammengehören und doch nicht zusammengehören. Sie wissen, daß der eine an dieses und der andere an jenes Volk gebunden ist, daß der eine diesem und daß der andere jenem Lebenskreis angehört, daß der eine diese und der andere andere Aufgaben hat. Sie fühlen, daß sie sich ewig besitzen und ewig nicht besitzen werden, weil sie spüren, daß sie das Gleiche sind in verschiedener Erscheinungsform, Menschenkinder, Geschöpfe, in jedwelches Gott seinen Odem eingeblasen hat.

Als der Morgen dämmert, öffnet die hohe Frau das Fenster und späht hinaus. Ehe der junge Offizier sich an einem Seil hinunterschwingt, berühren zwei Lippen segnend seine Stirn.

Der junge von Schlatter hat sich durchgeschlagen nach Rudnia. Unter seinem Kommando hat eine Abteilung Soldaten das Schloß ausgehoben und riesige Mengen an Lebensmitteln beschlagnahmt. Selbstverständlich war das Schloß von seinen Bewohnern verlassen. Von Schlatter entkommt unversehrt der Hölle des russischen Winters. Er wird Hauptmann und nimmt eine brave Schwäbin zur Frau. Er steigt auf zu höchsten militärischen Ehrenposten und hat Glück sein Leben lang. Trotzdem ist er nicht glücklich. Er leidet an der Sehnsucht, die in einem Schloß in Feindesland in ihm ausgebrochen ist. Aber diese Sehnsucht möchte er um keinen Preis der Welt missen.



Gipfel gleiten langsam ab ins Tal

Jeder Gipfel endet dort einmal

Jedes Tal noch muß hinab zum Meer

Nur was tief ist, ist erfüllt und leer.

Erden löschen, jeder Weltplanet

Kommt und geht und fällt wie ein Komet

Kalt im Kern, der auf der Bahn gefror

Erden fallen, Mond und Meteor.

Wanderstern, Planet, Komet, Trabant

Was nicht Sonne ist, nicht gottverwandt

Geht, verschwindet ohne Wann und Wie

Staub zu Staub – Nur Sterne löschen nie.

Barons auf, die Haß verraten. Mensch, sei vorsichtig, warnt ihn sein Instinkt. Doch dann taucht die mütterliche Gestalt der Baronin auf. Der Leutnant denkt: ein Mann, der eine solche Frau hat, ist nicht imstande, Böses zu tun. Und dann ist der Jüngling entrückt, und Frauen, um deren Antlitz Sternenkronen schweben, geistern durch seinen Traum.

Von Schlatter wird wach durch ein Geräusch. Er greift im Dunkel nach der Pistole auf dem Nachttisch, doch diese ist weg, obwohl er genau weiß, daß er sie dorthin gelegt hat. Schrecken erfaßt ihn, und dann erfüllt nur noch der Gedanke sein Gehirn: wie entkomme ich der Falle, in die ich geraten bin? Er springt aus dem Bett und ergreift als Waffe den Stuhl, auf dem seine Kleider liegen.